

# Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.  
Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Pillnitzer Straße 49.  
Verfasser: Redaktion Amt I Nr. 3907, Expedition Amt I Nr. 4571, Verlag Amt I Nr. 542.

Einzelnenpreis: Die 1. Hälfte: Kolonialzeitung für Dresden und  
Borsdorf 20 Pf., für außerhalb 25 Pf. (Sonntagsausgabe 10 Pf.).  
Die 2. Hälfte: Kolonialzeitung für Leipzig, Chemnitz, Zwickau  
und andere Städte 25 Pf., für außerhalb 30 Pf. (Sonntagsausgabe  
10 Pf.). Die 3. Hälfte: Kolonialzeitung für die Provinz  
Sachsen 30 Pf., für außerhalb 35 Pf. (Sonntagsausgabe 10 Pf.).  
Die 4. Hälfte: Kolonialzeitung für die Provinz  
Sachsen 30 Pf., für außerhalb 35 Pf. (Sonntagsausgabe 10 Pf.).  
Die 5. Hälfte: Kolonialzeitung für die Provinz  
Sachsen 30 Pf., für außerhalb 35 Pf. (Sonntagsausgabe 10 Pf.).

Die 10. Heftige Sonntags-Prüfungsgabe um  
mit der 12. Heftigen 1. Sonntags-Ausgabe  
zusammen 22 Seiten. Roman siehe Seiten 19  
u. Hans und Herd Seiten 21 und 22.

## Bureaucratische Kolonialpolitik.

Der Herreroaufstand hat die allgemeine Auf-  
merksamkeit wieder einmal unsern Kolonien  
gewendet. Seitdem sind die Ursachen, aus denen  
die öffentliche Meinung mit unsern Kolo-  
nialpolitik zu beschäftigen hatte, erschütterter  
gewesen. Aufstände der Eingeborenen,  
Abzüge von Beamten und Offizieren, Ge-  
weh der Schutztruppen und vor allem Geld-  
mangel sind es, durch die Deutschland an die  
Lage seiner Kolonien gemahnt wird. Alle  
diese Ursachen treffen sich zusammen für unsere  
bureaucratische Kolonie. Denn daß der  
Aufstand der Herreros, der unsern Kolonialver-  
waltung so überaus schmerzhaft gekommen ist, tiefer-  
liegende Ursachen hat, die vielleicht doch mit  
den Ursachen der Verwaltung identisch sind,  
darüber befinden wir in Deutschland zur-  
zeit noch völlig im Unklaren; die wenigen  
Menschen, die auf Grund persönlicher Kennt-  
nisse von Land und Leuten ein sicheres Urteil  
über diese Fragen haben, sind merkwürdig  
schwer zu finden. So hat z. B. der frühere Gou-  
verneur von Deutsch-Ostafrika Generalleutnant  
v. Plebert am Donnerstag in Berlin  
„Kolonialtage“ einen Vortrag über  
den Aufstand der Herreros gehalten, ohne die zuge-  
hörige Frage eben dieser Politik anders als  
eine bloße Andeutung zu berühren.  
Diese Andeutung allerdings ist interessant  
und löst, wie Sabor sagen würde, tief-  
gehende Fragen. General v. Plebert erklärte nämlich,  
daß die Ursachen, die er nicht nennen wollte, „müßte  
über die Ursachen des Herreroaufstandes  
berichten“.

wiedergegeben zu werden: Die Strafraum sei es,  
so begann der Redner, daß man heute noch  
zwanzig Jahren überhaupt von Kolonial-  
politik nicht sprechen kann. Es beweise dies,  
wie tiefstündlich unsere politischen Begriffe sind.  
Ich habe, so fuhr er fort, in den letzten Jahren  
die deutschen Gänge durchgesehen und neben  
manchem Enthusiasmus doch auch gefunden, daß es  
in der Masse noch latent ist. Ich habe das  
Gefühl, daß die Kolonialgesellschaft das heilige  
Feuer etwas verglimmen, das Volk unberührt  
läßt und sich nur an die oberen Zehntausend  
wendet. Wir hatten Kolonien, aber die Ent-  
wickelung folgte bald. Man schimpfte auf den  
Kolonialismus und Diplomatismus; aber wir  
dürfen nicht ungerecht sein; wir haben diesen  
Männern viel zu danken. Wir dürfen nicht  
vergessen, daß der Bureaucratismus uns allen  
im Blute liegt. Ein kluger Araber sagte mir  
ins Geheime: Ihr Deutschen regiert ja  
das Land nur mit einem Auge, mit  
dem andern seht ihr nach Berlin.  
Ein richtiges Wort ist kaum gesprochen wor-  
den. Unsere Kolonien stehen unter sieben Be-  
hörden. Alles verlangt Berichte, Statistiken,  
Aufstellungen. Eine interessante Illustration  
für das gegenwärtige schwerkäufige System ist  
zum Beispiel der Gang des Budgets des Gou-  
verneurs. Im Februar schreibt der Gouver-  
neur sein Budget. Dieses geht an die Kolonial-  
abteilung, dann ins Reichsarchiv, dann in die  
Kolonialabteilung, dann in den Bundesrat, dann in  
den Reichstag, dann in die Budgetkommission,  
dann ins Plenum, dann in die Kolonialabtei-  
lung und dann endlich nach Afrika. Es ist  
dann etwa Mai. Dann sind die Verhältnisse  
draußen inzwischen aber so verschoben, daß die  
Zahlen gar nicht mehr stimmen. Uebrigens  
kommt ja auch noch der Reichsrechnungsbefehl,  
der Befehle verlangt, und so gehen denn Auf-  
stellungen nach der Heimat. Alles weist dar-  
auf hin, daß das ganze System geändert werden  
muß. Zu dem schweren Druck der Behörden  
kommt aber noch der finanzielle Druck (v. Ple-  
bert beschränkte sich auf die Kolonie Ostafrika):  
die Kosten der Schutztruppe, die eigentlich das  
Reich zahlen müßte, ferner die schwere Ver-  
einbarung der Caprivianleihe. Diese Kosten  
müssen durch hohe Zölle aufgebracht werden,  
die doch Handel und Wandel töten oder in  
Nachbarstaaten treiben.

Bemerkenswert an diesen Ausführungen  
eines hohen Beamten und Militärs, der selbst  
jahrelang an der Spitze unserer größten Kolo-  
nie gestanden hat, ist das Eingeständnis, daß  
in der Verwaltung aller unserer Kolonien zu  
viel bürocratisch regiert und zu  
wenig Rücksicht auf Handel und  
Wandel genommen wird. Der weiße An-  
siedler, Farmer oder Kaufmann, der vielleicht  
bedrückt durch die Enge der heimatischen Ver-  
hältnisse sich zur Auswanderung nach den  
Kolonien entschlossen hat, findet draußen über  
See zu seinem wahllosen Erstaunen die ganze  
heimatliche Vielregiererei wieder mit ihnen in  
der Schreibstube ausgeföhnten ungezählten  
Verordnungen über alles mögliche und un-  
möglichliche. Hat er sich von seinem Erstaunen er-  
holt, dann ärgert er sich gehörig und legt seinen  
Stab ein paar hundert Kilometer weiter in die  
nächste englische Kolonie. So hat man durch  
bureaucratische Schablonenwirtschaft auch in  
Südwestafrika das wertvolle Bestelungs-  
material der Bureaucratur abgeföhrt,  
die nach amtlichem Eingeständnis allein im  
letzten Berichtsjahre 1902/03 um 81 Köpfe  
zurückgegangen ist. Alle diese Missetände wer-  
den gerade von den Freunden einer wirksamen  
Kolonialpolitik tief beklagt; eine Flug-  
schrift des deutschen Kolonial-  
bundes, die sich mit der amtlichen Denk-  
schrift über die Entwicklung der deutschen  
Schutzgebiete 1902/03 befaßt, gibt diesen Klagen  
bereiten Ausdruck. Und in der Tat, wenn  
man diese amtliche Denkschrift liest, dann muß  
man den Klagen des Generals v. Plebert und  
des Kolonialbundes recht geben. Nichtsagen-  
de Statistiken über alles mögliche, über Vieh-  
impfungen, bestrafte Weiber, geprägelte Dotten-  
totten und andres mehr, füllen die Seiten die-  
ses Schriftstückes. Kein Wunder, daß im neuen  
Kolonialetat wieder einige Schreiber für Afrika  
verlangt werden. Selbstverständlich, Lehrgeld  
zu zahlen, wird niemandem erlassen, und auch  
Deutschland mußte dessen gewärtig sein, als es  
seine Kolonialpolitik in Angriff nahm. Seit-  
dem aber sind 20 Jahre vergangen und das  
Lehrgeld ist reichlich gezahlt worden; wenn  
man den guten Willen hat, aus den begange-  
nen Fehlern zu lernen, wird es nicht umsonst  
gezahlt sein.

## Politische Tagesübersicht.

### Deutsches Reich.

Ueber die Anstellung von weiblichen Ge-  
werbeinspektoren schweben gegenwärtig Ver-  
handlungen im Landtag und es steht mit Sicher-  
heit zu erwarten, daß die sächsische Staats-  
regierung ihre Zustimmung zu dieser  
Neueinrichtung geben wird. Bekanntlich waren  
seit kurzem schon weibliche Kunst-  
personen für Sprechstunden verpflichtet  
worden. Diese Damen erzielten in Angelegen-  
heiten der Frauenarbeit in Fabriksstätten Rat  
und Auskunft und wurden auch nur stunden-  
weise für ihre Bemühungen entschädigt. In  
Dresden hat man sehr günstige Erfahrungen  
mit dieser Einrichtung gemacht; der Zuspruch  
zu diesen Auskunftsstellen war hier sehr leb-  
haft, während sich in andern Gegenden mit vor-  
wiegend weiblichem Arbeiterpersonal nicht  
immer eine befriedigende Frauensprache ge-  
stalten ließ. Das Ministerium  
wird daher diese Einrichtung in den sächsi-  
schen Provinzen weiterzuführen und beabsichtigt,  
wie wir aus zuverlässiger Quelle erfahren, fünf  
Damen als Gewerbeinspektoren in die  
verpflichteten zur Beaufsichtigung des Per-  
sonals in denjenigen Fabriken, in denen vor-  
wiegend Frauen und Kinder beschäftigt sind.  
Selbstverständlich werden die Befugnisse der  
Gewerbeinspektoren durch diese Neueinrichtung  
nicht beschränkt, nur hofft man von weiblichen  
Aufsehern eine tatkräftige und hingebende Für-  
sorge gerade für die Interessen der Frauen,  
Mädchen und Kinder in Fabriken und Gewerbe-  
betrieben aller Art. Sobald die verfassung-  
smäßige Zustimmung aller in Betracht kommen-  
den Faktoren erfolgt ist, werden die fünf Ge-  
werbeinspektoren in den fünf Kreis-  
hauptmannschaften Sachsens viel-  
leicht schon vom 1. Juli 1904 an ihres Amtes  
waltet. Die Dienstpflichten dieser weiblichen  
Angestellten würden so umfangreicher sein, daß  
von ihnen die Auskunftsstellen nicht mit ver-  
waltet werden könnten. Die Gewerbeinspek-  
toren würden vollkommen den Charakter  
eines Staatsbeamten haben und dem Mini-  
sterium des Innern unterstellt sein.

### Ausdehnung der Arbeiterarbeitsbestimmungen in der Konfektionsindustrie.

Unter dem  
31. Mai 1907 ist eine kaiserliche Verordnung  
erlassen worden, welche die wesentlichen Be-  
stimmungen der §§ 135 bis 139 und des § 139b  
der Gewerbeordnung auf die Werkstätten der  
Kleider- und Wäschekonfektion ausdehnt. Dar-  
nach dürfen hier Kinder unter 13 Jahren  
nicht beschäftigt werden. Kinder über 13 Jahre  
dürfen nur beschäftigt werden, wenn sie nicht

## Rund um den Kreuzturm.

Sie können es mir wahrhaftig glauben,  
der junge Mann hier kein Revolutionär  
ist, er ist als Maler vielmehr ein etwas über-  
wiegend Mensch, aber staatsgefährliche  
Taten trägt er nicht in seinem Kopfe. Dafür  
ist er ein. Er kommt aus einer könig-  
lichen Familie. Sein Vater ist mein beher-  
terter Freund. Also ich bürgte für ihn.“ So sprach  
er Ruhe und Bescheidenheit der schönen, ersten  
Mutter. Ein sonderbarer, scharf seltener Zu-  
satz ihm, den zumhinsten aller Staatsbürger,  
die Volkswirtschaft zu Dresden geführt. Nie  
er sich so etwas träumen lassen.  
Der Beamte schenkte nicht so ganz über-  
zeugt zu sein. Er wußte wohl, daß der, der  
zu ihm so gesprochen hatte, ein großer,  
schöner Künstler, ja, was ihm noch viel  
mehr imponierte, ein Mann der Ordnung war,  
ein Mann, der sich nie in seinem Leben mit  
Staatsverbrechen verknüpfen ließ. Das alles wußte er sehr wohl. Aber  
lange Mensch neben ihm — er sah doch  
nicht wenig vertrauenswürdig aus.  
„Also ich bürgte für ihn“, wiederholte noch  
der schöne, erste Mann.  
„Das ist ja alles ganz gut, Herr Ludwig  
hier. Aber Sie können dem jungen Aus-  
wärtigen doch nicht ins Herz schauen!“  
„Künstler“, erwiderte lächelnd Ludwig  
hier. „Er kommt doch aus München.“  
„Na also“, fiel eifrig der Polizeibeamte ein,  
„er ist doch Ausländer; wenigstens in  
der Hinsicht.“  
„Aber ich bitte Sie, Herr Hauptmeister, es  
ist ihm doch trogdem erlaubt sein, den  
Vater seines Vaters in Dresden besuchen zu  
lassen? Er hat sogar im Sinne, ein oder zwei  
Wochen in Dresden zu bleiben, um bei  
den großen Meistern sich weiter auszu-  
bilden und die Galerie zu besuchen.“  
„Das wird schwer gehen.“  
„Aber warum denn nicht?“  
„Herr Richter, Herr Richter, er treibt doch  
Kunst.“  
„Und ich versichere Sie nochmals: nein!  
er ist in aller Welt wollen Sie das nur  
nicht?“  
„Und mit bedenkenloser Miene, die ein Un-  
genauigkeit verriet, antwortete der  
Beamte: „Er trägt ja einen Kalabreser!“  
„Das ist möglich“, der junge Mann laut  
aus: „Mein Vater, der Kalabreser!“ Und  
während er diesen Worten in den Räumen  
beständig verweilte.  
„So lassen Sie doch nicht so respektvollig,  
Herr Richter“, rief erregt der Polizeibeamte,  
„ich können nicht zu wissen, wo Sie sich be-  
finden. Wenn ein derartiges Benehmen in  
Süddeutschland gestattet ist, so ist mir das  
gleich. Bei uns in Dresden wird es auf  
keinen Fall geduldet!“  
Ludwig Richter warf seinem jungen Freunde  
einen warnenden und zugleich strafenden Blick  
zu. Der Beamte aber fuhr fort: „Warum  
tragen Sie einen Kalabreser?“  
„Den tragen wir Maler in Düsseldorf alle“,  
war die Antwort.  
„Schon wieder ein verdächtiger Widerspruch!  
Ich denke, Sie stammen aus München?“  
„Stammen? Ja! Das schon! Aber des-  
halb kann ich mich doch auch einmal eine Zeit-  
lang in Düsseldorf aufhalten. Und von dort  
komme ich eben.“  
„Düsseldorf ist auch so ein — na, ich will  
nichts sagen haben! Aber warum tragen dort  
die Maler Kalabreser?“  
„Ganz einfach! Weil sie eben die Mode mit-  
machen.“  
„Mode? Schöne Mode! Eine ganz geüb-  
liche Mode! Wissen Sie auch, was so ein Kala-  
breser symbolisch darstellt?“  
„Nein! Da bin ich wahrhaftig begierig!“  
„Die revolutionäre Idee! Verbrechen Sie  
dieses schreckliche Wort? Die re — vo — lu-  
tion — re — re — Idee!“  
„Nein, ich habe es ganz deutlich verstanden.“  
„Der Kalabreser ist die Verkörperung der  
staatsgefährlichen Republik.“  
„Mir zwar nicht ganz kapabel, aber — da  
es eine hochwohlwollende, reichsinsolubele Behörde  
sagt, so muß ich es schon glauben.“  
„Wenn Sie also in Dresden bleiben wollen“,  
fuhr der Beamte etwas milder gestimmt fort,  
„dann tragen Sie hier gefälligst einen andern  
Dut. Kalabreser sind hier nicht erlaubt. Bei  
uns herrscht Ruhe und Ordnung. Da Herr  
Richter, der uns als ein angelegener Künstler  
und vor allem guter Staatsbürger sattem be-  
kannt ist, für Sie bürgt, sollen Sie entlassen  
sein.“  
Die beiden Maler vernahmten sich und ver-  
ließen raschen Schrittes das Richteramt.  
„Aber junger Freund“, sprach auf der  
Straße Ludwig Richter zu seinem Begleiter,  
„wie können Sie nur einen so politisch an-  
tastlichen Hut tragen?“  
„Berechtigter Künstler“, erwiderte lächelnd der  
junge Maler, „winkten Sie vorher etwas von  
der Staatsgefährlichkeit dieses Hutes?“  
„Woher soll ich so etwas wissen? Ich habe  
mich nie mit der hohen Politik beschäftigt. Ich  
kenne nur meine Kunst, sonst nichts.“  
„Und ebenso habe ich es bisher gehalten.  
Daher ich gerade in Dresden in die hohe Politik  
eingeweiht worden bin, mein Beitrag wird ich  
das nicht vergessen; vor allem das Ziel ich

sage Ihnen, Richter, das war ein Schreck! Da  
es bei meiner Ankunft noch zu früh war, Sie  
aufzusuchen, wollte ich mir einmal erst den  
Großen Garten ansehen. Bis ans Ende der  
Straße aber, bis zur Fingerringstraße kam ich  
mir, da hörte ich plötzlich hinter mir rasche Schritte.  
Ich drehte mich um. Ich sah einen Polizisten  
eilig auf mich zukommen. Weib der Ausdruck,  
weil es mir auf einmal unheimlich ward!  
Ich schritt plötzlich zurück aus. Er folgte noch  
rascher. Ich rannte. Er galoppierte. Und nun  
begann ein Wettlaufen. „Halt! Der Mann  
da!“ schrie ich plötzlich wie ein Wahnsinniger.  
„Nein“, dachte ich da plötzlich, „das  
ist doch die reine Torheit. Weib! reibe ich  
denn überhaupt an? Ich habe ja gar nichts  
verbrochen. Vielleicht irrt sich der Mensch in  
meiner Person.“ Ich blieb also stehen. „Was  
wollen Sie von mir?“ fragte ich den Polizisten,  
als er ganz atemlos mich erregt hatte.  
„Herr!“ rief er leuchtend, „wer und woher sind  
Sie?“ Ich gab ihm ruhig Bescheid. „Weil Sie  
sind Sie nach Dresden gekommen?“  
„Aber darüber gab ich prompte Auskunft. Er  
aber schenkte mir das Wort ab: „Das  
machen Sie einem andern weiß! Wir wissen  
das schon! Vorläufig kommen Sie mit mir!“  
Kommandierte er. Und mich mit vorrückendem  
Kamerad mitunter, sagte er hinzu: „Sie  
sind höchst verdächtig. Geben Sie wohl  
auf zu Heder, Struwe und Konsorten?“  
„Nein!“ Ich gab keine Antwort und ging  
willing mit ihm. Hinterdrein aber folgte mir  
ein langer Zug von Männern, Weibern und  
Kindern. „Was ist denn los?“ — „Was hat  
denn der gemacht?“ — „Ein verkappter Revo-  
lutionär!“ So hörte ich es hinter mir klüffern  
und inscheln.“  
„Dieser verdammte Kalabreser!“ rief Lud-  
wig Richter. Der fromme, gutheuerliche Mann  
hatte in seinem Leben noch nie geschickt. Aber  
diesmal ließ selbst ihm, dem Mildgesinnten, die  
Wolle über. „Wohin wir da hinein in die Pader-  
gasse. Dort ist ein Outmacher. Sie werden die  
paar Monate, die Sie hier bleiben, nie wieder  
den gefährlichen Blick aus Süddeutschland auf-  
sehen.“  
„Gewiß nicht, Richter“, antwortete der jüngere  
Künstler bitter lächelnd. „Wort mit ein paar  
Monaten ist es jetzt nichts mehr. Sagen wir  
ein paar Tage! Nein, nein! Reden Sie mir  
nicht zu. Ich habe schon jetzt genug von Dres-  
den! Wie mag es erst einmal hier ergehen,  
wenn man einen Kalabreser mit voller Ueber-  
zeugung trägt?“  
„Aber junger Freund, Sie werden doch  
nicht so ein staatsgefährliches Verbrechen be-  
gehen?“

Die Geschichte vom Kalabreser! Als ich sie  
zum erstenmal hörte, da hätte ich sie am liebsten  
für einen faulen Witz gehalten, wenn ich sie nicht  
aus dem Munde eines Professors, den wir  
Studenten ob seines Freimuths hoch verehrten  
wie keinen, gehört hätte. Später habe ich ihrer  
in einem Buche über Ludwig Richter, verfaßt  
von eben dem jungen Maler, kurz erwähnt ge-  
funden. Der Name des Autors ist mir leider  
entfallen. . . .  
Die Geschichte vom Kalabreser! Ich habe  
sie glauben gelernt, als ich sie selbst mehr als  
einmal erleben mußte, wenn auch in anderer,  
sagen wir: modernisierter Form. Die Ge-  
schichte vom Kalabreser wird sich noch oft wieder-  
holen, solange der Polizeistat im Deutschen  
Reich noch allmächtig herrscht.  
Man erzählt von alten, traurigen Zeiten,  
da man auf harmlose Burischen Jagd machte,  
blos weil sie ein schwarz-rot-goldenes Band über  
der Brust trugen. Sonderebare Käuse waren  
diese Burischen allerdings. Sie tanzen nicht.  
Sie enthielten sich feuch des Aufes und der  
Liebe. Sie tranken wenig, schwärmten für  
eine „christlich-deutschen“ Staat und erluden  
eine ganz neue Sprache. Sie teilten das  
Menschengeschlecht in Vorburischen (Knaben),  
Burischen (Jungfrauen und Männer), Nach-  
burischen (Weiber) und Burichinnen (Weiber) ein.  
Sie nannten das Vaterland Burichenturnplatz,  
den Professor Lehrburischen und die Universität  
Fernunfturnplatz. Fürwahr, ganz sonderebare  
Käuse! Aber grundehrlich waren sie und ebel-  
begierig. Sie wurden auch anfangs nicht ver-  
folgt, weil sie so unvernünftig sich Benahmen.  
Erst als sie einmal eine ganz vernünftige Tat  
begingen, da erhob sich wider sie die Polizei-  
liebe. Sie verbrannten nämlich in jener be-  
rühmten Nacht des 18. Oktober 1817 auf der  
Wartburg unter andern vielen Unfturn auch  
das gefährlichste Berliner Polizeidirektors  
Kampy, „Cober der Gensdarmerei“, einen  
Wanenschürkel, einen Korporalkoch und einen  
Hopl. Und bei jeder derartigen Exekution  
brachten sie selerlich ein dreimaliges „Vere-  
bereal!“ aus. Das war wider den Polizei-  
geist! Und nun begann in allen deutschen  
Länden ein Kesseltreiben auf die schwarz-rot-  
goldnen Jungen. Das Band unterm Halse  
versteckt, genigte schon, um den Träger in die  
Kassentaten zu bringen.  
Du begreifst nicht, lieber Leser, wie ein so  
harmloses Abweihen die Welt beunruhigen  
kann? Du begreifst es nicht? Wußt es denn  
gerade ein Kalabreser? Er ein schwarz-rot-  
goldnes Bändchen sein? Es gibt ja noch so  
viele andre polizeiwidrige Dinge. Schätze zum  
Beispiel eine Dame in kurzem Reformrock und

SLUB  
Wir führen Wissen.  
http://digital.slub-dresden.de/id490223001-1904020702/1